

2 Kontakte und Verbindungen

Gebaute Strukturen schaffen räumliche Trennungen und Abgrenzungen, haben aber auch das Potential, benachbarte Menschen miteinander in Verbindung zu bringen. Für die Art und Weise, wie Nachbarschaften im Alltag hergestellt und gelebt werden, sollte die Rolle der Bebauung jedoch nicht überschätzt werden, da hierzu immer auch menschliche Beziehungen zum Tragen kommen (vgl. Hamm 1973, 173f). Wie sich nachbarschaftliche Kontakte und Verbindungen in den beiden untersuchten Großüberbauungen konkret ausgestalten, ist Gegenstand des folgenden Kapitels. Hierzu werden die grundlegenden Prinzipien wie auch die Bandbreite nachbarschaftlicher Relationen – und der fließende Übergang zu anderen Beziehungsformen – erörtert. Die Analyse zeigt auf, dass hinsichtlich der Ausgestaltung von Alltagskontakten unter NachbarInnen die Unterschiede zwischen den Überbauungen in den Hintergrund rücken und vielmehr allgemeine Mechanismen der menschlichen Vernetzung im Wohnumfeld zum Tragen kommen. Zugleich lassen sich aber auch einige Besonderheiten eruieren, die sich spezifisch mit Hochhausstrukturen konnotieren lassen.

2.1 DISTANZ WAHREN UND NÄHE ZULASSEN

»Ich bin in einem Mietshaus aufgewachsen mit sechs anderen Parteien im Haus und da gab es ständig irgendwelche Klagen. Das hat mir schon als Kind zu denken gegeben und ich fragte mich: ›Ja, muss man sich denn so übereinander nerven? Geht es nicht anders beim Zusammenwohnen?‹ Und von solchen Ärgernissen merke ich hier eigentlich nichts.«¹

Im Vergleich zu der erinnerten Wohnerfahrung als Kind in einem kleineren Mehrfamilienhaus in der Stadt Zürich erlebt die befragte Bewohnerin weniger Nachbarschaftsstreitigkeiten und -probleme im Hochhaus am Stadtrand, in dem sie nun seit

1 Interview II, UAII, 01:02:32.

mehr als zehn Jahren lebt. Diese Argumentation taucht in den Bewohnerinterviews immer wieder auf. Es ist gerade die Größe der Siedlung, die dazu beiträgt, dass man einander »mehr in Ruhe lässt und sich weniger das Leben schwermacht.«² Viele nachbarschaftliche Kontakte seien von einer gewissen Lockerheit, gegenseitiger Rücksicht und einem unkomplizierten Nebeneinanderleben geprägt. In diesem Sinn legt etwa der Leiter des GZ Telli dar: »Es ist ein ›Leben und Leben lassen‹ im städtischen Rahmen könnte man sagen, bei dem vieles einfach so zur Kenntnis genommen wird und man gut lebt.«³

Aufgrund der Vielzahl der Personen, die in den Überbauungen wohnen, ist eine persönliche Kenntnis aller schier unmöglich. Das Bild des anonymen Hochhauslebens ist im öffentlichen Diskurs weit verbreitet und wird meist als Ursache für soziale Probleme dargelegt. Diese historisch gewachsene Problematisierung divergiert jedoch meist mit den Darlegungen aus Bewohnersicht (vgl. etwa Bäschlin 2004; Haumann/Wanger 2013). Bereits in den 1960er- und 1970er-Jahren haben Studien festgestellt, dass eine gewisse Anonymität, die das Wohnen im Hochhaus ermöglichen kann, im Sinne einer freien und unabhängigen Gestaltung seiner Sozialkontakte im Wohnumfeld von den BewohnerInnen durchaus geschätzt wird (vgl. Zahner 1963, 284f; Herlyn 1970, 117). Auch in der vorliegenden Studie fällt bei den Bewohnerinterviews auf, dass Anonymität im Wohnumfeld zwar thematisiert, entgegen der Außenzuschreibungen aber nicht absolut gesetzt wird. Aus der Innenperspektive äußert sich die relativ anonyme Situation in den Häusern weniger in einer kompletten gegenseitigen Unkenntnis, sondern vielmehr in einer Distanziertheit, die interaktiv hergestellt wird. Die Schaffung von Distanz führt dazu, dass Rückzug bzw. ein Nebeneinander- oder Aneinander-vorbei-Leben möglich ist, ohne dass man sich zu nahekommt. Die Erfahrung, dass man sich zwar gegenseitig wahrnimmt, sich zugleich aber auch in Ruhe lässt, wird geschätzt. Ein jüngerer Bewohner, der seit zwei Jahren in der Telli wohnt, erzählt etwa:

»Ich genieße es sehr, dass ich so ein bisschen für mich sein kann, und dass ich nicht alle Leute kenne – ich kann einfach am Abend nach Hause kommen und über die Wiese spazieren und für mich sein.«⁴

Verschiedene theoretische Ansätze erklären die Bedeutsamkeit unter NachbarInnen Distanz zu schaffen in Zusammenhang mit der räumlichen Nähe des Wohnens (vgl. etwa Weber 1972 (1921/22); Flade 2006 (1987), 81; Schilling 1997, 11; Zizek 2012, 48). Mit der meist nicht selbst gewählten Nachbarschaft zu anderen Men-

2 Ebd.

3 Gruppeninterview GZ Telli, 01:02:25.

4 Interview V, 00:41:08.

schen in einem Wohnhaus, wächst das Bedürfnis nicht zu viel Nähe zuzulassen, um seinen eigenen Rückzugs- und Regenerationsraum zu bewahren und zu schützen. Die Bedeutung von Zurückhaltung begründet eine alleinstehende, berufstätige Bewohnerin folgendermaßen: »Also, ich scheue mich ein wenig, näher Kontakt zu nehmen, weil ich denke, dass ich damit auch gewisse Freiheiten verlieren würde oder auch einen gewissen Ruheraum, den ich brauche.«⁵

Grundmotiv des Rückzugs ist häufig auch die Beschränkung der unangenehm empfundenen sozialen Kontrolle. Eine wichtige Strategie hierzu ist es, sich vor NachbarInnen persönlich nicht allzu sehr zu offenbaren, und so auch das Wissen, das über seine Person weitergegeben werden kann, im Rahmen der eigenen Möglichkeiten bewusst zu begrenzen. Rückzug bedeutet auch Befreiung von ungewollten Verpflichtungen. Die Schaffung und Respektierung von Distanz ist nach dem Soziologen Walter Siebel »die wichtigste Norm gutnachbarlichen Verhaltens« (Siebel 1997, 51). Nicht in die Privatsphäre des anderen eindringen, sich sein lassen und Distanz wahren scheint eine der grundlegenden Voraussetzungen für ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis zu sein. In den Interviews wird diese Bedeutung meist im Zusammenhang mit potentiellen oder manifesten Erfahrungen des nachbarschaftlichen Gestört-Werdens bzw. Störens dargelegt, die zu vermeiden versucht bzw. auf die mit Rücksichtnahme reagiert wird – oder eben nicht. »Gute« Nachbarn sind in dieser Logik solche, die nicht stören, sich zugleich aber auch nicht stören lassen; und die es einem ermöglichen, »sein eigenes Ding«⁶ machen zu können. Rücksichtnahme bedeutet dabei nicht Isolation, sondern will – um der normativen Setzung von »Gutnachbarkeit« zu entsprechen – bewusst gestaltet werden und setzt auch Kommunikationsbereitschaft voraus.⁷

Der Kulturanthropologe Heinz Schilling skizziert die Vorstellung einer Idealnachbarschaft in der austarierenden Wertekombination zwischen der Möglichkeit von Begegnung und Rückzug, zwischen einem »füreinander da Sein, wenn es die Situation erfordert« und einem »sich in Ruhe Lassen« (vgl. Schilling 1997, 10f). In den Bewohnerinterviews wird die Kontaktbereitschaft oft mit individuell unterschiedlichen Präferenzen erklärt. Während einige Menschen möglichst viel Distanz schätzen, suchen andere etwas mehr Nähe mit ihren NachbarInnen. Die Kontaktaufnahme sei möglich, die Initiative hierzu aber letztlich dem Einzelnen überlassen.

5 Interview II, UAII, 01:09:49.

6 Vgl. Interview IV, Telli, 00:48:11.

7 »Die Leute sind unterschiedlich, einige reden gerne, andere sind Distanzmenschen [...] aber ein guter Kontakt zu haben ist wichtig [...] du störst mich nicht, ich störe dich nicht; und wenn ich eine Frage oder ein Problem habe, dann können wir ohne Tabu miteinander reden.« (Interview III, UAII, 01:21:20)

Ein langjähriger Bewohner, der zu den Erstbeziehenden der Telli-Überbauung gehört, beschreibt dies folgendermaßen:

»Das ist der große Vorteil hier, Sie können Kontakte haben mit ihren Nachbarn, aber Sie brauchen keine zu haben. Es gibt viele Möglichkeiten, wo man sich treffen kann, wenn man will. Und da muss man halt auch selbst auf die Leute zugehen. Es gibt aber auch viele Leute, die sagen, ich fühle mich glücklich da, weil ich keine Verpflichtungen eingehen muss.«⁸

Bedingt durch die organisierten Aktivitäten und Angebote in der Siedlung und im Quartier gibt es verschiedene Begegnungsmöglichkeiten, aber – und dies wird auch im Unterschied zu kleineren Strukturen dargelegt –, keinen Begegnungszwang. Im Allgemeinen werden die individuelle Freiheit und der Wille des Einzelnen beim Austarieren zwischen Nähe und Distanz in den nachbarschaftlichen Kontakten hoch gewichtet. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass die Art und Weise des Kontaktverhaltens auch eng mit sozialen Dimensionen wie der Lebenssituation und -phase einer Person zusammenhängt.⁹

2.2 DAS VIELSEITIGE SPEKTRUM NACHBARSCHAFTLICHER KONTAKTE

Kontakte und Verbindungen zwischen Menschen, die sich aus der Tatsache ergeben denselben Wohnort zu teilen – bzw. die sich auf die soziale Position Nachbar bzw. Nachbarin beziehen (vgl. Hamm 1973, 74) –, können ganz unterschiedliche Praktiken umfassen. Aus den erhobenen Interviewdaten lassen sich unterschiedliche Intensitätsgrade nachbarschaftlicher Praktiken herauskristallisieren. Diese reichen von unterschiedlichen Graden des Sich-(nicht-)Kennens, über Gruß- und kurze Gesprächskontakte, gegenseitige Hilfeleistungen bis zu bekanntschaftlichen Besuchen oder Treffen.

2.2.1 Sich-(nicht-)Kennen

Die meisten Kontakte unter NachbarInnen sind nicht gesteuert, werden nicht organisiert oder durch eine Institution strukturiert. Bedeutender hierzu ist vielmehr, immer wieder zur selben Zeit am selben Ort unterwegs zu sein. Die grundlegende Form des nachbarschaftlichen Sich-Kennens resultiert aus einem wiederholten Sich-Wahrnehmen. Die Kenntnis des anderen kann dabei implizite Formen anneh-

8 Interview I, Telli, 00:14:30.

9 Vgl. ausführlicher Kap. III 2.3 und 3.1.

men: Man hört die NachbarInnen auf den Balkonen oder wenn sie an der Wohnungstüre vorbeigehen, die Geräusche und Gewohnheiten von neben-, oben- oder untenan werden einem vertraut ohne die Personen persönlich zu kennen. Eine direkte gegenseitige Kenntnis resultiert im Unterschied dazu meist aus dem Sich-Sehen und Wiedererkennen. Viele Begegnungen erfolgen dabei spontan und zufällig. Ob man sich vom Sehen kennt oder nicht, hängt stark davon ab, ob man ähnliche Tagesrhythmen, räumliche Bewegungsmuster oder Nutzungspraktiken der Siedlungsräume hat. So legt etwa ein Bewohner dar:

»Ich kenne nicht sehr viele Leute hier im Haus. Und das kommt einfach daher, dass ich zu anderen Zeiten lebe als die meisten, und dass ich mich anders bewege, ich nehme zum Beispiel nie den Lift, sondern gehe zu Fuß über das Treppenhaus.«¹⁰

Die Erfahrung, in derselben Überbauung – bzw. im selben Haus – teilweise auch mit Unbekannten zu wohnen, gehört zum Hochhaus-Leben. Dieses Nicht-Kennen kann durchaus auch mit einem Unsicherheitsgefühl einhergehen, wie etwa ein jüngerer Bewohner, der noch nicht so lange in der Telli-Überbauung wohnt, angesichts des nächtlichen Begehens des langen Zugangsweges im Eingangsbereich der Häuser schildert:

»Also ich habe nachts in diesem sehr dunklen Gang auch schon gruselige Situationen erlebt. Plötzlich habe ich Schritte hinter mir gehört, die mir gefolgt, und immer ein bisschen schneller geworden sind, bis sie direkt hinter mir waren. Da habe ich mich schon sehr unwohl gefühlt. Es war natürlich nichts, aber weil einfach etwa 1990 Leute hier wohnen, die ich nicht kenne.«¹¹

Wie aus dieser Interviewaussage hervorgeht, entspringt diese Angst der Ungewissheit, ob unter den vielen unbekannten Bewohnenden der Großüberbauung nicht auch jemand sein könnte, der einem Schaden zufügen möchte. Die Situation des nächtlichen Heimkehrens in Verbindung mit der Unkenntnis vieler anderer BewohnerInnen wird aber auch anders dargelegt. Eine langjährige Isengrind-Bewohnerin betont etwa, dass sie es schätzt, dass ihr Haus auch nachts belebt ist:

»Es gibt sicher auch Leute, die ich nie gesehen habe, gerade auch, weil die Leute unterschiedliche Arbeitszeiten haben [...]. Und das finde ich eigentlich schön. Weil wenn ich mal nachts heimkomme, dann habe ich nicht das Gefühl so in die Einsamkeit zu kommen. Sondern irgendwo brennt immer noch Licht und ist immer noch jemand wach. Es ist immer belebt. Ich

10 Interview I, UAI, 00:42:44.

11 Interview V, Telli, 00:34:40.

kenne nicht alle Leute, aber [...] da muss man auch etwas Vertrauen haben, weil es geht doch für alle um das Gleiche, man schaut zum Beispiel, dass nicht mutwillig etwas passiert.«¹²

Die Lichter aus den Wohnungen signalisieren nicht nur, dass jemand präsent ist, sondern vermitteln auch ein Gefühl von Sicherheit. Vertrauen spielt für das Sicherheitsempfinden eine grundlegende Rolle. Wie im obigen Zitat dargelegt, ist hierzu gerade die Besinnung auf das Verbindende, das gemeinsame Interesse aller an einer sicheren Wohnsituation grundlegend wichtig. Die Wohndauer einer Person gekoppelt mit der Erfahrung, dass über viele Jahre nie etwas passiert ist, was die eigene Integrität verletzt hätte, mag zu einer solch positiven Einschätzung beitragen. Vertrauen bedingt im Nachbarschaftskontext demnach auch die Menschen, die einen umgeben, einschätzen zu können. Entscheidend hierzu ist auch der Faktor Zeit, ohne den Vertrauen schwierig aufzubauen ist (vgl. Schilling 1997, 11). Einige legen diesbezüglich schon nur die Präsenz von vielen Menschen in einem Haus als bedeutenden Sicherheitsfaktor dar – im folgenden Interviewausschnitt gerade auch im Unterschied zu kleineren Wohnhäusern:

»Im Haus, in dem ich früher gelebt habe, habe ich tagsüber als ich arbeiten gegangen bin einen großen Einbruch erlebt [...], aber hier passiert nichts. Wieso? Weil es immer viele Menschen gibt, die hin- und hergehen [...] und das ist für mich eine Sicherheit.«¹³

Das hier formulierte Sicherheitsgefühl hängt auch mit der Einschätzung zusammen, dass die BewohnerInnen gegenüber potentiellen Bedrohungen von außen wachsam sind. Andere Menschen in der Nachbarschaft vom Sehen her zu kennen, erleichtert diese Möglichkeit der subtilen Kontrollausübung: Denn sich zu kennen, bedeutet vorerst auch, sich zuordnen zu können und demnach zu wissen, wer zur Nachbarschaft gehört – und wer nicht. Die gegenseitige Kenntnis – und wenn sie auch sehr oberflächlich sein mag – ermöglicht es, Zugehörigkeitslinien zeichnen zu können, um sich so der Ordnung und Sicherheit in seinem eigenen Raum zu vergewissern.

2.2.2 Grüßen

Der Gruß als symbolische und kommunikative Geste nimmt hinsichtlich der Demonstration von gegenseitiger Kenntnis eine wichtige Bedeutung ein. Grüßen ist keine absolute Pflicht, aber eine verbreitete Norm nachbarschaftlicher Begegnung in den beiden untersuchten Siedlungen: »Grüezi, guten Tag, auf Wiedersehen, das

12 Interview II, UAI, 01:01:04.

13 Interview III, UAI, 01:30:25.

sagt man schon bei uns«¹⁴ – oder: »Hier grüßen sich eigentlich alle, auch die, die sich nicht namentlich kennen, wenn man sich sieht im Haus oder draußen und dann fühlt man sich schon verbunden.«¹⁵ Diese oder ähnliche Aussagen tauchen in den Interviews mit Bewohnenden beider Siedlungen immer wieder auf. »Es gibt aber auch einige, die nie grüßen, die gehen mit dem Kopf nach unten gerichtet. Die lässt man halt sein«,¹⁶ meint eine langjährige Telli-Bewohnerin. Sie legt das Grüßen als Ausdruck der individuellen Initiative dar, deren Nicht-Beachtung als Eigenart bzw. Defizit des Anderen wahrgenommen, aber im Sinne des eingangs beschriebenen Leben-und-Leben-Lassens akzeptiert wird.

Generell wird mit einem Gruß eine gegenseitige Wiedererkennung und Verbundenheit unter NachbarInnen und eine Zugehörigkeit zum selben Wohnort demonstriert. Grüßen bedeutet, ein Zeichen der Anerkennung und des Respekts zu vermitteln. Dies wird gerade in Situationen erfahrbar, in denen diese Norm gebrochen wird. Ein nicht erwideter Gruß kann auch als bewusste Zurückweisung bzw. als Demonstration von Ablehnung eingesetzt werden, wie etwa ein junger Mann, der in der Telli aufgewachsen ist, erklärt: »Wenn man es gut hat, grüßt man sich, sonst nicht.«¹⁷ Mit dem Soziologen Bernd Hamm gesprochen, wird mit einer Grußverweigerung auch symbolisiert, dass man nicht bereit ist, »gegenüber dem Gegrüßten eine oder mehrere Nachbarrollen zu spielen« (Hamm 1973, 93). Wenn die Grußverweigerung in Krisen- oder Konfliktsituationen bewusst eingesetzt wird, um das Gegenüber herabzusetzen oder zu sanktionieren, wird dies von den Betroffenen als starke Belastung erzählt.¹⁸ Umgekehrt ist der Gruß der erste Schritt beim Kennenlernen von NachbarInnen, der weitere Kontaktaufnahmen erleichtert (ebd.). Der Gruß kann – mit Bezug auf den Soziologen Harold Garfinkel – als ein in alltagsweltlichen kommunikativen Prozessen angewandter »Gelegenheitsausdruck« verstanden werden, der es ermöglicht, eine »wechselseitig aufeinander abgestimmte Interaktion in Gang« zu bringen bzw. »erhalten zu können« (Garfinkel 1980, 203). Der Übergang nachbarschaftlichen Kommunikationsverhaltens vom Grüßen, über den Wortwechsel bis hin zu kleineren Alltagsgesprächen ist dabei oft fließend.

14 Interview V, UAII, 00:27:21.

15 Interview III, Telli, 00:55:33.

16 Ebd., 00:56:53.

17 Interview IV, Telli, 00:50:44.

18 Vgl. Interview IV, UAII, 01:00:30.

2.2.3 Weitere kommunikative Praktiken

»Ich kenne die Nachbarin vom Sehen her, ich weiß nicht mal wirklich ihren Namen, aber wir sprechen oft kurz miteinander und ich weiß ihre familiäre Zusammensetzung, und dass sie schon lange hier wohnt.«¹⁹

Diese Aussage eines Isengrind-Bewohners verdeutlicht, dass viele Nachbarschaftsgespräche bewusst auf einer oberflächlichen Ebene gehalten werden. Der kommunikative Austausch wird dazu genutzt, Grundlegendes voneinander zu erfahren. Dieses Wissen trägt dazu bei, dass der oder die Fremde nebenan fassbarer und vertrauter wird. Nachbarschaftliche Kommunikation hat also viel mit Wissensgewinn zu tun, um sich der Integrität des eigenen Raums zu vergewissern und Vertrauen zu schaffen. Zum Wissen über NachbarInnen gehört dabei auch die Einschätzung, wie sich andere im Kommunikationszusammenhang präsentieren. Eine langjährige Isengrind-Bewohnerin meint diesbezüglich: »Ich rede mit vielen Leuten hier [...] und ich weiß, wer nett und wer weniger nett ist.«²⁰ Die Demonstration von Freundlichkeit (»nett oder weniger nett«) bzw. die Einhaltung grundlegender kommunikativer Konventionen scheint für die Einschätzung der NachbarInnen eine wichtige Rolle zu spielen. Zugleich decken nachbarschaftliche Gespräche aber meist – bedingt durch die Distanznorm – nur spezifische Bereiche ab, die direkt beobachtet werden können bzw., die man auch bereit ist, den NachbarInnen mitzuteilen. Um die Distanz zu wahren, werden Floskeln verwendet, wie »schönen Tag und guten Appetit«²¹ oder »Hoi wie geht's, alles klar und tschüss.«²² Mit diesen und ähnlichen Phrasen wird demonstriert, dass man dem Nachbarn gegenüber freundlich gesinnt ist; längere oder persönlichere Unterhaltungen werden damit zugleich aber zu umgehen versucht.

Der Bezug auf Konventionen dient, wie bereits Hans-Paul Bahrdr darlegte, der Vermeidung von Intimitäten (Bahrdr 1969, 104). Nicht alle nachbarschaftlichen Gesprächskontakte beruhen allein auf Mechanismen der Distanzierung. Generell wird in den Bewohnerinterviews beider Siedlungen immer wieder auf die Bedeutung der Optionalität in der Ausgestaltung von näheren Nachbarschaftsbeziehungen und so auch der Möglichkeit mit Nachbarn Unterhaltungen aufzunehmen oder sie zu meiden hingewiesen. Gesprächskontakte werden im Nachbarschaftskontext der untersuchten Großüberbauungen von den Bewohnenden situativ flexibel und selektiv gestaltet und – gerade auch im Vergleich mit kleineren, engeren Wohnumfeldern

19 Interview I, UAII, 00:49:02.

20 Interview III, UAII, 00:56:19.

21 Interview V, Telli, 00:52:37.

22 Interview IV, Telli, 00:54:01.

– als freiwillig und ungezwungen dargelegt. In einer Hochhausüberbauung ist es dem Willen und der Motivation des Einzelnen überlassen, so der Grundtenor, ob und mit wem man sich in der Nachbarschaft näher abgeben will – und mit wem nicht; mit wem man über die Grundnorm des Grußes hinaus etwa Austausch pflegt und wie persönlich man sich in der Kommunikation dann offenbart bzw. wie unpersönlich man bleibt. »Diese Leute sind unsympathisch, aber ich muss ja nichts mit ihnen zu tun haben«, so eine Interviewaussage, die diese Haltung gut veranschaulicht.²³ Deutlich wird hier auch: Für die Bereitschaft nachbarschaftliche Gesprächskontakte einzugehen, spielt nicht nur die Offenheit der Gesprächspartner, sondern auch die Sympathie eine wichtige Rolle. Sympathie speist sich gerade aus dem Teilen von ähnlichen Interessen, Erfahrungen oder Lebenseinstellungen – und hat dadurch eine grundlegend soziale Basis.

Die Art und Weise nachbarschaftlicher Gespräche wird aber auch von räumlichen Gegebenheiten beeinflusst. Im Lift etwa kann die Begegnung nicht umgangen werden, zugleich ist die Zeit für Gespräche zeitlich beschränkt. Aus diesem Grund hat der Soziologe Ulfert Herlyn den Lift als hemmend für die Kommunikation und die Kontakte unter NachbarInnen im Hochhaus beschrieben (vgl. etwa Herlyn 1970, 150f). In einer Studie zum Fahrstuhl beschreibt der Soziologe Stefan Hirschauer, dass die Begegnung im Lift aber auch zu einer »Hauptinitiative für Wortwechsel« werden kann, wobei die gewisse Zwangssituation der Fahrstuhl-Fahrt wie ein »Katalysator einer Beziehungsklärung« wirke (Hirschauer 1999, 237). Für NachbarInnen, die sich nicht gut kennen, sei es erforderlich, zwischen einem unangenehmen Schweigen und der Anforderung, eine Beziehung nicht ungewollt zu vertiefen, auszuweichen (vgl. ebd.). In diesem Sinn erzählt etwa eine jüngere Bewohnerin: »Wir treffen uns im Lift und das sind dann so zwei, drei Sekunden, in denen man sich irgendwie austauscht, wie alt ist ihr Hund oder wie heißt er oder so, aber mehr nicht.«²⁴ Mehr Ausweichmöglichkeiten, aber auch eine freiere Zeitgestaltung für nachbarschaftlichen Austausch gibt es in anderen Übergangsräumen wie beispielsweise auf den Wegen im Siedlungsareal. Wenn sich NachbarInnen besser kennen, können sich hier durchaus auch längere Gespräche ergeben. In der Telli etwa sind der Weg zum Einkaufszentrum sowie das Einkaufszentrum selbst wichtige Orte für spontane Begegnungen und Unterhaltungen mit anderen »TellianerInnen«. Eine Bewohnerin weist darauf hin, dass der nachbarschaftliche Austausch, gerade zu langjährigen Bekannten eine Gepflogenheit ist, die durchaus auch einen normativ-verpflichtenden Charakter haben kann und Zeit erfordert: »Das ist das Problem, wenn man einkaufen gehen muss und man hat wenig Zeit – wir treffen immer je-

23 Interview IV, UAII, 00:53:44.

24 Interview V, Telli, 00:52:03.

manden und immer fragt man: ›Wie geht's? Was machst du?‹ Und dementsprechend verliert man Zeit.«²⁵

Neben dem direkten physischen Austausch spielen auch digitale Kommunikationsmittel eine zunehmend wichtige Bedeutung. Gerade Personen und Gruppen, die über die Nachbarschaftsbeziehung hinaus weitere gemeinsame Interessen teilen und sich in ihrer Freizeit in den Siedlungen treffen (Eltern, Jugendliche, Freiwillige spezifischer Gruppen), organisieren sich häufig über SMS oder Chats auf digitalen Netzwerken. Der digitale Kontakt dient meist dazu, zu vereinbaren, wo man sich (physisch) trifft oder sich gegenseitig zu informieren, was gerade aktuell ist (vgl. hierzu auch Hugger 2010, Schmidt 2010, 163ff).

2.2.4 Gabe und Unterstützung

Eine Bandbreite an Ausgestaltungsmöglichkeiten ist auch bei der Art und Weise zu beobachten, ob bzw. wie nachbarschaftliche Solidaritätshandlungen zum Tragen kommen. Gegenseitige Unterstützung als normatives Prinzip ist eng mit dem Verständnis von ›guten‹ Nachbarschaften verknüpft – eine Qualität, die Großstrukturen verschiedentlich abgesprochen worden ist.²⁶ In den beiden untersuchten Hochhausüberbauungen zeigt sich, dass nachbarschaftliche Unterstützungsleistungen durchaus erbracht werden, ganz unterschiedliche Formen annehmen können und einen optionalen, flexiblen Charakter haben.²⁷ So berichten einige BewohnerInnen, dass sie die – bei traditionellen Nachbarschaftsverhältnissen gängige – Ausleihe von Nahrungsmitteln oder Haushaltsgegenständen gelegentlich praktizieren: »Das gibt es ab und zu, dass wir uns was ausleihen oder jemand klingeln kommt, denn das kann ja immer passieren, dass die Eier ausgehen und man ist grad am Backen oder sonst was.«²⁸ Andere betonen, dass sie sich nie etwas bei ihren NachbarInnen borgen würden. In den untersuchten Siedlungen ist durch die bestehende Quartierinfrastruktur und die Nähe zu diversen Einkaufsmöglichkeiten der Bedarf auch relativ gering, da es sonst genügend Optionen gibt, sich Fehlendes zu besorgen. Hinzu kommen die Hemmungen sich etwas zu borgen. Lieber verzichten manche BewohnerInnen deshalb darauf und kaufen zu einem späteren Zeitpunkt ein.²⁹

Der Nachbarschaftsforscher Bernd Hamm erklärt diese unterschiedlichen Haltungen zum nachbarschaftlichen Leihverhalten folgendermaßen:

25 Interview III, Telli, 00:22:46.

26 Vgl. ausführlicher Kap. I 1.1.3 und 1.4.

27 Dies wurde auch in verschiedenen anderen empirischen Studien nachgewiesen, so etwa Herlyn 1970, 153f; Gollnick 1997, 288f und 307; Bäschlin 2004, 59ff.

28 Interview III, Telli, 01:00:01.

29 Vgl. etwa Interview IV, Telli, 00:52:53 oder Interview II, UAI, 01:19:53.

»Die Bitte enthält immer auch ein Eingeständnis des Mangels und wird daher im Allgemeinen nur an solche Nachbarn gerichtet, bei denen man damit rechnen kann, dass eine ähnliche Mangelsituation auch bei ihnen auftreten kann [...]. Damit kann die Gegenseitigkeit der Hilfe gewährleistet werden und man verpflichtet sich zu nichts« (Hamm 1973, 80).

Die Norm, dass nachbarschaftliche Hilfeleistungen einen möglichst wenig verpflichtenden Charakter haben sollten, ist weit verbreitet. Die befragten BewohnerInnen erwähnen denn auch verschiedentlich, dass es gerade die kleinen, spontanen Aufmerksamkeiten oder Geschenke sind, die ein gutes Nachbarschaftsverhältnis kennzeichnen. Spontane Geschenke – wie Gemüse oder Blumen aus dem eigenen Garten, Selbstgebackenes oder kulinarische Spezialitäten vorbeizubringen – werden insbesondere von Menschen praktiziert, die mit Bezug auf ihr kulturelles Wertsystem darum bemüht sind, Großzügigkeit und Gastfreundschaft zu pflegen. Diese Werte kommen auch in ritualisierten Gesten oder Gaben beim Einzug von neuen NachbarInnen zum Tragen wie teilweise berichtet wird:

»Als wir eingezogen sind, ist eine Nachbarin zu uns gekommen und hat uns und unseren Helfern Bratwürste und Brot vorbeigebracht [...] und wir haben sofort einen guten Kontakt zueinander gefunden.«³⁰

Der Anthropologe Marcel Mauss beschreibt in der grundlegenden Studie zur *Gabe*, dass Schenken immer auch mit einer (wenn auch impliziten) Erwartung auf Erwidrung einhergeht. Mauss stellt fest, dass – nicht nur in archaischen, sondern auch in unserer heutigen Gesellschaft – die »sozusagen freiwilligen, anscheinend selbstlosen und spontanen« Leistungen zugleich auch einen »zwanghaften und eigennützigen Charakter« tragen (vgl. Mauss 1990 (1950), 18). Im Nachbarschaftskontext kann beobachtet werden, dass die Reziprozität der Gabe- oder Hilfeleistungen meist nicht unmittelbar erwartet wird, sondern sich eher als Option versteht, die auch mit zeitlicher Verschiebung bei einer passenden Gelegenheit erwidert werden kann. Die Gegenleistung oder -zuwendung muss dabei nicht manifest werden, sondern kann auch als latente Bereitschaft bzw. Erwartung, dem Gegenüber bei Bedarf oder in einer Notsituation ebenfalls zu helfen, in die Zukunft verlagert werden. Daneben gibt es aber unter NachbarInnen auch Praktiken des Schenkens, die im Interesse des Gebenden nicht auf Reziprozität beruhen:

»Ich wollte mein altes Sofa weggeben, da habe ich eine Notiz gemacht im Haus und eine Frau hat sich gemeldet [...] und über dieses Sofa, das ich ihr geschenkt habe, habe ich sie kennengelernt.«³¹

30 Interview III, UAH, 00:50:58.

Das Verschenken von alten Möbeln oder Haushaltsgeräten bietet dabei nicht nur die Gelegenheit eine bislang unbekannte Nachbarin kennenzulernen, sondern hat auch eine eigennützige Komponente, ermöglicht doch die Weitergabe die Kosten und Organisation einer Entsorgung, wie auch die Gewissheit, dass das Möbelstück bei der Nachbarin ›weiterlebt‹.

Die kleinen alltäglichen Hilfsdienste unter NachbarInnen können ganz unterschiedliche Formen annehmen. Erzählt wird von Unterstützungsleistungen an Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen, Altersbeschwerden oder in Notsituationen.

Das zehnjährige Mädchen einer interviewten Familie geht beispielsweise regelmäßig mit dem Hund ihrer Nachbarin, die aufgrund einer Krankheit geschwächt ist, spazieren.³² Ein pensioniertes Ehepaar übernimmt für eine langjährige und betagte Nachbarin, die kaum mehr gehen kann, den Einkauf.³³ Ein anderes Ehepaar erzählt, dass sie einer Nachbarin mit Behinderungen in Notsituationen schon verschiedentlich – auch um zwei Uhr nachts – geholfen haben.³⁴ Oder ein jüngerer Bewohner beschreibt, wie er eine weinende Frau im Treppenhaus angesprochen und getröstet habe.³⁵ Oft sind es nur kleine Gesten, bei denen es darum geht, in Not- oder Ausnahmesituationen aufmerksam und präsent zu sein. Die grundlegende Unterstützungsleistung liegt darin, Bereitschaft zu demonstrieren, sich bei Bedarf um andere zu kümmern, ohne sich sonst in ihr Leben einzumischen. Denn wie dargelegt, ist auch die Tatsache, gegenseitig aufeinander Rücksicht zu nehmen und sich ›sein zu lassen‹, eine Form von Unterstützung. Die Motivation zur Nachbarschaftshilfe wird meist mit der Relevanz begründet, am Leben in seinem Umfeld – gerade auch in Krisenzeiten – Anteil zu nehmen. Implizit wohl auch aus der interessengeleiteten Überlegung heraus, dass andere dann gegebenenfalls auch für einen da wären und es wichtig ist, im Wohnumfeld über ein Netz zu verfügen, das bei Bedarf aktiviert werden kann. Diese aktivierbare Präsenz umfasst auch Handlungen gegen die Grundangst, in der eigenen Wohnung unbemerkt zu sterben:

»Neben uns hat eine alte Frau gewohnt, alleine – und sie hat uns ihren Schlüssel gegeben und die Telefonnummern von ihren Kindern, dass wir reagieren können, falls wir nichts von ihr sehen oder hören [...] und wenn ich in die Ferien gegangen bin, habe ich ihr meinen Schlüssel gegeben, und sie kam zum Lüften und hat zu den Blumen geschaut.«³⁶

31 Interview I, UAII, 00:53:33.

32 Interview II, Telli, 00:42:06.

33 Interview III, UAII, 00:57:44.

34 Interview I, Telli, 00:38:44.

35 Interview I, UAII, 01:28:20.

36 Interview III, UAII, 00:52:34.

In dieser Aussage wird die Logik der Reziprozität von nachbarschaftlichen Unterstützungsleistungen deutlich. Unterstützung hängt dabei eng mit Kontrolle zusammen. Sei es begründet durch das hohe Alter oder temporäre Abwesenheiten, das Zum-anderen-Schauen ist eng verbunden mit der Kontrolle, ob alles in Ordnung ist. Dies geht im Fall der obigen Aussage mit einem im Nachbarschaftskontext ultimativen Vertrauensbeweis einher: der Übergabe des Schlüssels für die eigene Wohnung. Die Praxis der Schlüsselübergabe fällt höchst selektiv aus. Eine Partei wird hierzu ausgewählt, gegenüber der man bereit ist, auch Privates oder Intimes von sich preiszugeben oder sich bis zu einem gewissen Maße kontrollieren zu lassen. Um Hilfe zu beanspruchen, wird die Zurückhaltung, die im nachbarschaftlichen Zusammenleben sonst wichtig ist, punktuell aufgehoben. Die Bereitschaft sich zu öffnen und sich möglicherweise dabei hilflos oder verwundbar zu zeigen, erfordert Vertrauen. Und Vertrauen lässt sich auf der Basis von Gegenseitigkeit einfacher verwirklichen. Die reziproke Vertrauensgrundlage kommt insbesondere gegenüber Personen zum Tragen, mit welchen weitere soziale Bezugspunkte oder ähnliche Interessen geteilt werden. Wenn eine solche Basis nicht gegeben ist, scheint eher auf Nachbarschaftshilfe verzichtet zu werden.

Zwischen dem Wert der Solidarität und demjenigen der Zurückhaltung eröffnet sich ein Spannungsfeld. Es ist eine Ambivalenz, die in jeder nachbarschaftlichen Beziehungskonstellation wieder neu ausgehandelt und austariert werden will. Wer auf Hilfe angewiesen ist und von NachbarInnen Unterstützung beansprucht, begibt sich in ein Abhängigkeitsverhältnis und muss aufpassen, die nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft nicht überzustrapazieren.³⁷ Deshalb ist die Norm, dass Nachbarschaftshilfe einen freiwilligen und nicht verpflichtenden Charakter tragen muss so wichtig.

2.2.5 Sich treffen und besuchen

Mit den Bewohnerinterviews lässt sich bestätigen, was auch der Soziologe Helmut Klages beschrieben hat: Die Gestaltung von bekanntschaftlichen Nachbarschaftskontakten, die gegenseitige Treffen oder Besuche umfasst, kommt nur vereinzelt vor und wird ganz unterschiedlich praktiziert (vgl. Klages 1958, 127ff). Während einige der befragten BewohnerInnen betonen, dass sie andere aus ihrem Haus nicht zu Hause besuchen würden und auch keine Besuche von anderen wünschten, weisen gerade langjährige, ältere Bewohnerinnen, Eltern sowie Kinder und Jugendliche darauf hin, dass sie sich in ihrer Freizeit gelegentlich oder des Öfteren mit anderen

37 Beispielsweise, wenn geforderte Hilfeleistungen als unverschämt verstanden werden, wie im Fall einer Interviewpartnerin, deren Nachbarin sie gebeten habe, unentgeltlich ihre Wohnung zu putzen. Vgl. Interview IV, UAI, 00:29:49.

BewohnerInnen aus der Nachbarschaft treffen oder verabreden würden. Wie in Nachbarschaftsforschungen verschiedentlich dargelegt worden ist, werden bekanntschaftliche Kontakte gerade von Menschen gelebt, die bedingt durch ihr Alter, ihre Lebensphase oder Einkommenssituation relativ viel Zeit in ihrer Wohnung und Wohnumgebung verbringen (vgl. etwa Hamm 1973, 77; Reutlinger et al. 2010, 228ff). Dabei kann in den Interviews die Tendenz beobachtet werden, dass unter diesen Gruppen das Interesse an intensiveren Kontakten nicht verallgemeinert werden kann, sondern gerade von Personen formuliert wird, die »sozial« eingestellt sind, bzw. die sich für alltägliche Begegnungen Zeit nehmen wollen oder können. Dies sind nicht selten Menschen, die von einem großen Bekanntenkreis auch außerhalb der Siedlung erzählen. In anderen Worten: Menschen, die sich in Nachbarschaften vernetzen, verfügen nicht nur über die Zeit, diese Kontakte zu pflegen, sondern auch häufig über ein hohes Sozialkapital.³⁸ So beschreibt eine ältere, pensionierte Bewohnerin in Unteraffoltern II, die im Siedlungsverein ist und sich für soziale Aktivitäten in der Siedlung einsetzt, die Wichtigkeit intensiver und guter sozialer Kontakte als Teil ihres Selbstverständnisses:

»Das wäre für mich kein Leben, wenn ich immer in der Wohnung bleiben müsste, wenn ich nicht hinaus sitzen und mit anderen Menschen ein bisschen lachen und reden und spielen könnte [...]. Das ist wie wenn man im Garten nicht mit den Nachbarn redet, ich habe kein Interesse an dem, ich will mit Nachbarn einen guten Kontakt pflegen und Kaffee trinken oder so.«³⁹

Gegenseitige Besuche oder gemeinsame Unternehmungen unter NachbarInnen werden hingegen nur punktuell und selektiv wahrgenommen. Sie ergeben sich meist unter Menschen, die gemeinsame Bedürfnisse und Interessen teilen – und sei es wie im Zitat dargelegt – einfach das Interesse an einem unbeschwerten Austausch. Der genannte Garten taucht in den Interviews als Treffpunkt des Öfteren auf. Es ist für diejenigen, die eine der Schrebergartenparzellen neben den Siedlungen gemietet haben, nicht nur ein Ort, wo man einem ähnlichen Hobby nachgeht, sondern auch ein Ort, wo man sich – außerhalb des doch sehr persönlichen Rahmens der eigenen Wohnung – unkompliziert gegenseitig besuchen kann.

Für Menschen, deren Aktionsradius weit gezogen ist, die beruflich und zeitlich stark beansprucht sind und ihre sozialen Kontakte insbesondere außerhalb ihrer Wohnumgebung leben, ist Nachbarschaft hingegen meist nicht so wichtig. In diesem Sinn argumentiert etwa ein befragter Hauswart aus der Telli:

38 Diese Beobachtung wurde in verschiedenen Nachbarschaftsforschungen beschrieben (vgl. Herlyn 1970, 158; Pfeil 1972, 198; Menzl 2011, 101f).

39 Interview III, UAII, 01:22:28.

»Du bist so mit deinem eigenen beschäftigt, von morgens bis abends hast du deinen Job, hast in deiner Freizeit dies und jenes und dann setzt du dich gar nicht so mit deiner Umgebung auseinander – außer, wenn du schon jemanden kennst, dann ist es etwas anderes.«⁴⁰

Dennoch gibt es in den Interviews auch Stimmen, die sich – trotz einer starken Außenorientierung in ihrer Lebensgestaltung – wünschen, die Menschen in ihrem unmittelbaren Wohnumfeld besser kennenzulernen. So etwa die Bewohnerin einer WG:

»Es wäre schön, einige etwas besser zu kennen. Es ginge nicht darum stundenlang Zeit zusammen zu verbringen, aber so, dass wenn man sich sieht, man sich etwas kennt und vielleicht kurz miteinander reden kann [...] und mehr muss ja nicht sein«⁴¹

Dieser Wunsch mag mit der vorher dargelegten Bedeutung des Voneinander-Wissens, um bei Bedarf jemand ansprechen zu können, begründet werden – gerade auch zur Reduzierung der Unsicherheit gegenüber dem Unbekannten im eigenen Wohnumfeld. Doch sich kennenzulernen, bedarf immer auch eines Anstoßes. So meint ein Student, der in der Telli wohnt:

»Ich glaube auf 2000 Leute gäbe es viele coole Menschen, also ich sehe jeweils in die Balkone rein und denke: Das sieht supertoll aus dort, die möchte ich eigentlich etwas kennenlernen, aber das geschieht nicht einfach so.«⁴²

Gerade für Menschen, die kaum weitere Bezugspunkte mit ihren NachbarInnen haben als den gemeinsamen Wohnort, fehlt es in der Regel an Auslösern, andere besser kennenzulernen. Trotz des hohen Werts an Optionalität und Flexibilität bei der Ausgestaltung von Nachbarschaftskontakten ist es nicht nur den Einzelnen überlassen, inwiefern sie sich auf das Nebenan oder Gegenüber einlassen wollen – oder auch nicht. Verbindungen oder Differenzen sind im Nachbarschaftskontext immer auch sozial produziert.

40 Gruppeninterview Wincasa, 01:13:30.

41 Interview V, Telli, 00:41:36.

42 Interview V, Telli, 00:42:07.

2.3 MEHR ALS NACHBARN: WEITERE BEZUGSPUNKTE

Entgegen dem Außenbild des anonymen Hochhausblocks wird in den Bewohnerinterviews verschiedentlich von engeren Beziehungen und Vernetzungen in den Siedlungen erzählt, die über eigentliche Nachbarschaftsbeziehungen hinausgehen und fließend in weitere soziale Relationen übergehen. Generell kann festgestellt werden: Engere Nachbarschaftskontakte werden gerade durch den Bezug auf Ähnlichkeiten gefördert (vgl. Reutlinger et al. 2010, 230). Solche Ähnlichkeiten ergeben sich dort, wo im Beziehungsgefüge einer Person Überlagerungen zu anderen sozialen Arenen stattfinden (vgl. Schnur 2012, 450).

Unter NachbarInnen intensivere Kontakte zu leben, braucht demnach verschiedene weitere Bezugspunkte als nur die Gemeinsamkeit nebeneinander zu wohnen. Dazu gehören nicht nur ähnliche (gegebenenfalls auch sich ergänzende) Lebensphasen, sondern auch ähnliche Lebenseinstellungen oder Freizeitbeschäftigungen. Insbesondere verbindend wirkt die Familienphase bzw. die Tatsache Kinder im selben Alter zu haben. Oft sind es auch Bekanntschaften von Menschen, die neben dem Nachbarschaftsverhältnis über weitere soziale Netzwerke (Interessensgruppen, Vereine, berufliche oder schulische Verbindungen) miteinander verbunden sind oder im Laufe der Jahre verbunden waren. »Eine Freundin zieht jetzt in eine WG nebenan im Block und Klassenkollegen haben dort oben eine WG gegründet,«⁴³ berichten etwa Studierende, die die Zunahme an weiteren Wohngemeinschaften in der Telli und das Benachbart-Sein mit FreundInnen und Gleichgesinnten begrüßen. Andere InterviewpartnerInnen weisen darauf hin, dass sie freiwerdende Wohnungen in ihren Häusern auch schon an Bekannte, Freunde oder Familienangehörige vermittelt hätten.⁴⁴

Der Bezug auf verschiedene gemeinsame Referenzpunkte, kann dazu beitragen, dass das nachbarschaftliche Zusammenleben als angenehm dargelegt wird. Neben der gemeinsamen Sprache, Herkunft, Generationenzugehörigkeit sowie beruflichen Relationen werden in den Interviews als verbindende Dimensionen teils auch die Zugehörigkeit zu selben Sportklubs oder religiösen Gruppierungen genannt. Thematisiert werden dabei insbesondere auch Glaubensformen, die im Alltag rege praktiziert werden wie beispielsweise evangelikale Freikirchen.⁴⁵ Dass solche Gruppierungen zwar mit anderen Mitgliedern engere Verbindungen leben, sich von Andersgläubigen aber tendenziell abgrenzen, wird von niemandem problematisiert.

43 Interview V, Telli, 00:12:47.

44 Vgl. etwa Interview III, UAII, 00:54:45.

45 »In diesem und im anderen Gebäude gibt es Leute, die in dieselbe christliche Kirche gehen wie ich. Wir treffen uns regelmäßig, gehen zueinander Kaffee trinken oder im Sommer machen wir mit den Kindern zusammen Ausflüge« (Interview IV, UAII, 00:51:08).

Scheinen doch solche Distanzierungen in der Nachbarschaft angesichts des sonst geltenden hohen Werts des Leben-und-Leben-Lassens nicht als Exklusion ausgelebt oder erfahren zu werden.

Mit Bernd Hamm lässt sich zusammenfassen, dass mit der Anzahl gemeinsamer Bezugsgruppen auch die nachbarschaftliche Interaktionsdichte steigt (Hamm 1998, 173). Wo sich kaum Bezugspunkte ergeben, sinkt das Bedürfnis in Kontakt mit anderen zu treten. Mit Gleichgesinnten lässt sich hingegen dieselbe vertraute Welt teilen und der Austausch fällt leichter.

Im Folgenden werden zwei Beziehungsformen genauer betrachtet, bei denen die BewohnerInnen ›mehr als Nachbarn‹ sind, und weitere – zum einen familiäre und zum anderen freundschaftliche – Bezugspunkte miteinander teilen. Letztere ergeben sich oft gerade durch die Präsenz von und den Austausch über Kinder, wie im abschließenden Teil dieses Kapitels diskutiert wird.

2.3.1 Erweiterte Familien

Eine besondere Form der sozialen Nähe stellen familiäre Beziehungen in den Nachbarschaften dar. Da in den Überbauungen immer wieder Wohnungen frei werden, bieten sich Möglichkeiten, bei einer Veränderung der Haushaltsform – bei Familienzuwachs, aber auch nach Auszug der Kinder oder bei Trennungen – innerhalb der Siedlung umzuziehen. Immer wieder wird in den Interviews auf Situationen verwiesen, in denen Eltern, deren erwachsene Kinder oder Geschwister etc. in jeweils separaten Wohnungen zu Hause sind. Ein Bewohner aus dem Isengrind interpretiert dies als Zeichen der Zufriedenheit mit der Wohnsituation.⁴⁶ Verschiedentlich wird auch davon erzählt, dass Kinder, die in den Siedlungen aufgewachsen sind – gerade bei der Gründung einer eigenen Familie – wieder zurück in die Siedlungen und ihr ehemals vertrautes Umfeld ziehen: »Mein Sohn hat jetzt eine eigene Wohnung hier, weil er hat eben gesagt [...], das sei ideal hier für Kinder und er hat auch einen Hund und für die ist es auch wirklich schön da.«⁴⁷

Eine andere Interviewpartnerin aus der Telli, deren Eltern, als sie klein war, aus einem südosteuropäischen Land in die Schweiz eingewandert sind, führt aus, dass mittlerweile ein Großteil ihrer Familie – zwei Tanten, ein Onkel, fünf Cousins bzw. Cousinen, ihre Eltern sowie ihr Bruder – in jeweils eigenen Wohnungen in der Überbauung wohnen. Diese erweiterte Familie ist im Wohnalltag der Interviewpartnerin sehr präsent. Ihre Mutter, die im Haus nebenan wohnt, ist für die berufstätige Frau eine wichtige Bezugsperson und entlastet sie bei der Betreuung ihrer kleinen Kinder. Auch der Bruder schaut regelmäßig zu ihren Kindern, was sie sehr

46 Interview I, UAII, 00:45:45.

47 Interview III, Telli, 00:12:37.

schätzt. Die Familienangehörigen treffen sich an Wochenenden – in verschiedenen Konstellationen –, was von der Gastgeberin manchmal auch als anstrengend empfunden wird:

»Spontan rufen sie uns an: ›Seid ihr zu Hause? Wir laden uns ein‹ – ›Ja, kommt!‹ [...] Und dann hören die anderen von ihnen: ›Hey, die sind dort, komm wir gehen auch‹. Und für mich ist es nachher nicht mehr so lustig, wenn ich so viele Leute bewirten muss, aber dann mache ich einfach was Kleines, Kaffee und sonst irgendwas und fertig.«⁴⁸

Während diese spontanen Besuchskontakte in den Wohnungen stattfinden, nutzt die Familie für organisierte Familientreffen und -feiern im größeren Kreis die Gemeinschaftsräume, die ihnen in der Telli zur Verfügung stehen: Für kleinere Anlässe den Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss ihres Blockes, für größere Feiern mieten sie sich auch mal einen Raum im GZ.⁴⁹

Die Hochhausüberbauungen bieten demnach auch Wohnraum für Haushaltsformen, in denen die Mitglieder einer erweiterten Familie zwar teils unter demselben Dach wohnen, ihre eigene Wohnungstür hingegen hinter sich zu machen und dadurch auch in Autonomie leben können. Dies ermöglicht es, dass sich familiäre oder verwandtschaftliche Solidaritätsnetzwerke herausbilden können, die – wohl gerade aufgrund der Anzahl anderer Parteien im Haus und der Größe der Siedlungen – als mehrheitlich unkompliziert und nicht einengend beschrieben werden. Die oben genannte Interviewpartnerin weist etwa darauf hin, dass sie nicht allen von ihrer Familie gleich nahe stehe, dies aber auch steuern könne, indem sie mit einigen mehr und mit anderen weniger Kontakt habe. Außerdem geht sie darauf ein, dass sie in Notsituationen nur ihre Familienangehörigen in der Siedlung und nicht ihre NachbarInnen anspreche.⁵⁰ Wenn sich familiäre und nachbarschaftliche Relationen überlagern, kann generell beobachtet werden, dass intensivere Kontakte in der Nachbarschaft vorerst mehrheitlich mit anderen Familienangehörigen gelebt werden. So führt auch eine andere Bewohnerin aus: »Wenn ich Hilfe brauche, dann sind meine Schwester, meine Kinder und mein Mann für mich da, wir sind eine Familie, die zueinander schaut«⁵¹ – der Schritt zu den NachbarInnen erfolgt demgegenüber meist erst, wenn ein Bedürfnis durch die familiäre Hilfe nicht abgedeckt werden kann.

48 Interview VI, Telli, 00:53:36.

49 Ebd., 00:46:49 und 01:23:27.

50 Ebd., 01:12:14.

51 Interview III, UAII, 00:16:34.

2.3.2 Freundschaften

Neben familiären gibt es auch freundschaftliche Kontakte in den Nachbarschaften. Die Größe der Überbauungen ermögliche es, so wird in den Bewohnerinterviews immer wieder erwähnt, sich sein Beziehungsnetz selbst auswählen zu können: »Für uns bringt es am meisten mit denjenigen Familien, mit denen wir Gemeinsamkeiten haben, abzumachen und Verbindungen zu leben«,⁵² äußert etwa ein Vater von drei kleinen Kindern. Eine andere Interviewpartnerin, ebenfalls Mutter zweier Kinder, führt aus, dass sie sich regelmäßig mit anderen Müttern treffe.⁵³ Mit einigen verbindet sie ein freundschaftliches Verhältnis, die Kinder gehen in den jeweiligen Wohnungen wie selbstverständlich ein und aus und übernachten teils auch bei einander. Vertrauen ist hier ein Thema: Sie würde ihre Tochter nicht zu allen Familien nach Hause gehen lassen, sondern einfach zu denen, die sie besser kenne und denen sie auch vertraue.⁵⁴

Bei den nachbarschaftlichen Freundschaften handelt es sich in der Regel um Verbindungen unter Gleich- oder Ähnlichgesinnten, die über viele Jahre gewachsen sind. Dieses Gewachsen-Sein von Relationen mit freundschaftlichem Charakter bedingt nicht nur Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse im Wohnumfeld, sondern erfordert auch die Erfahrung von Konstanz und Verlässlichkeit eines Gegenübers, das bei Bedarf präsent ist. Dabei können vor allem drei Gruppen von langjährigen BewohnerInnen unterschieden werden, die untereinander teils auch Kontakte mit freundschaftlichem Charakter leben: erstens – wie bereits thematisiert – Familien mit Kindern, zweitens ältere Menschen im Pensionsalter, die schon seit vielen Jahren in den Siedlungen leben und hier oft Kinder großgezogen haben. Und drittens Jugendliche oder junge Erwachsene, die in den Siedlungen aufgewachsen sind und nach wie vor dort – meist bei ihren Eltern – wohnen.

Eine Frau, die als Erstbeziehende in den 1970er-Jahren mit ihrer Familie in die Telli gezogen ist, erzählt von Treffen mit Frauen der Siedlung, bei denen die Grenzen zwischen Nachbarschaft und Freundschaft verschwimmen:

»Ich treffe mich einmal in der Woche im Telli-Egge mit anderen Frauen zu einem Kaffee und wir haben immer etwas zu berichten und zu tun [...]. Die anderen wohnen alle in der Überbauung, sind von jeder Wohnzeile vertreten. Wir sind eine ziemlich eingeschweißte Gruppe. Früher waren wir größer, viele sind weggezogen und jetzt sind wir einfach ein schönes

52 Interview II, Telli, 01:14:59.

53 »Wir sehen uns oft draußen und während die Kinder spielen, sitzen wir einfach zusammen und manchmal nehmen wir eine Decke und picknicken oder so.« (Interview VI, Telli, 00:32:48)

54 Ebd.

Grüppchen. Und wenn sich jeweils jemand Neues dazusetzen will, ist sie immer herzlich willkommen [...]. Einige haben auch Hunde und je nachdem bei schönem Wetter und wenn man Zeit hat, dann begleitet man sie auf einen Spaziergang oder die meisten haben auch einen eigenen Garten unten, dann trifft man sich auch dort wieder.«⁵⁵

In diesem Zitat geht die Erzählung der »eingeschweißten Gruppe« mit dem Narrativ von Offenheit und Inklusionsbereitschaft für neue Gesichter einher. Diese Betonung offen und nicht ausschließend sein zu wollen, taucht auch in anderen Gesprächen auf. Nichtsdestotrotz ist man doch »eingeschweißt« und bleibt unter sich.

Auch im Interview mit jungen Erwachsenen wird von einem Freundeskreis erzählt, der stark auf Kontakte mit Gleichaltrigen in der Nachbarschaft bezogen ist. Die Möglichkeit als Kinder und Jugendliche im unmittelbaren Wohnumfeld Freunde zu haben und sich in der Siedlung zu treffen und viel Zeit miteinander zu verbringen, kann – wenn auch unbeabsichtigt – auf andere ausgrenzend wirken:

»Ein Kollege von uns hat außerhalb von Aarau gewohnt und ist immer zu uns gekommen. Aber mit der Zeit wurde das immer weniger, weil es ihn halt genervt hat. Das ist verständlich, weil das war ein Nachteil für ihn, dass wir alle von der Telli sind und er nicht.«⁵⁶

Auf die Frage, was die Überbauung für sie bedeute, weisen die jungen Bewohner primär auf die Freundschaften hin, die hier im Laufe ihrer Kindheit entstanden und gewachsen sind. Dabei werden insbesondere auch die räumliche Nähe und die kurzen Wege hervorgehoben, die freundschaftliche Begegnungen in der Freizeit erleichtern.⁵⁷ Kindergarten und Schule, die gleich nebenan liegen, und die mehrheitlich Kinder aus der Überbauung besuchen, fungieren dabei als wichtige Generatoren für Verbindungen, die dann in der schulfreien Zeit »je nach Situation«⁵⁸ weitergelebt werden. Es wäre aber verfehlt, die Jugendlichen der Siedlung als abgeschottete Gruppe zu bezeichnen. Über weiterführende Schulen der Oberstufe, die außerhalb des Quartiers liegen, oder in der Lehre »kommt man automatisch mit Leuten aus ganz Aarau in Kontakt«, ⁵⁹ betonen die jungen Erwachsenen im Interview. Die freundschaftlichen Verbindungen aus dem Wohnumfeld, die in früher Kindheit geknüpft worden sind, haben aber für sie bis heute einen stark tragenden Charakter.

In Unteraffoltern II wird eine ähnliche Situation dargelegt. So erzählt ein Jugendlicher im Interview, dass er die gleichaltrigen Kinder, die in der Wohnung ne-

⁵⁵ Interview III, Telli, 00:50:00.

⁵⁶ Interview IV, Telli, 00:54:23.

⁵⁷ Vgl. Ebd. 00:02:39.

⁵⁸ Ebd., 00:20:30

⁵⁹ Ebd., 01:10:40

benan aufgewachsen sind, kenne, seitdem er denken könne. Sie sind bis heute eng miteinander befreundet und gehen in den jeweiligen Wohnungen wie selbstverständlich ein und aus.⁶⁰ Die Nähe der Kinder bindet auch die Eltern und die jeweiligen Haushalte enger aneinander. Weitere erwachsene Personen können ebenfalls Teil dieses Netzwerks sein, das durch die Kinder etabliert worden ist. So erzählt etwa eine ältere Nachbarin, die nebenan wohnt, dass sie die Jugendlichen seit ihrer Geburt kenne. Durch die langjährige Verbindung habe sie ein sehr gutes Verhältnis mit ihnen – und könne wenn es mal Schwierigkeiten gebe, diese ohne Probleme direkt mit ihnen klären.⁶¹

2.3.3 Vernetzung der Kinder

Die Nachbarschaft und das unmittelbare Wohnumfeld ist für Kinder oft die räumliche und soziale Umwelt schlechthin (Bahrtdt 1969, 110), in der sie viel Zeit verbringen. Kinder bringen dabei auch erwachsene BewohnerInnen näher in Kontakt zueinander (vgl. etwa Hamm 1973, 77; 83; Engelhard 1986, 58; Pfeil 1972, 166; Vierecke 1972, 35; Reutlinger et al. 2010, 229). Was verschiedene Nachbarschaftsstudien bereits vor vierzig Jahren beschrieben haben, kann auch heute noch in den untersuchten Siedlungen beobachtet werden. Für Familien mit Kindern ist ein anonymes Leben in den Siedlungen kaum möglich und in der Regel werden intensivere Nachbarschaftskontakte gelebt. Eine langjährige Telli-Bewohnerin erinnert sich etwa an die vielen »schönen Tage«, die sie mit ihrer und anderen Familien der Siedlung draußen verbracht hat.⁶² Sie habe es sehr geschätzt, dass ihre Kinder aufgrund der verkehrsfreien Außenräume und der Nähe zum Wald schon im Vorschulalter selbstständig, ohne Kontrolle und Begleitung, draußen spielen konnten:

»Die haben alles Mögliche angestellt, die haben im Wald gespielt, Hütten gebaut, sind ab und zu rauf gekommen von Kopf bis Fuß komplett nass, weil sie in den Bach gefallen sind [...], aber das war wichtig, weil ich habe immer gesagt, ein Kind muss selbstständig werden und wenn ich es überallhin begleite, dann ist es nie mit beiden Füßen am Boden.«⁶³

Die Möglichkeit des freien Kinderspiels wird auch von heutigen Familien sehr geschätzt. Eine besondere Bedeutung spielen die Spielwiesen und Fußballplätze auf

60 Interview V, UAII, 00:10:32.

61 Vgl. Interview II, UAII, 00:37:00.

62 »Die Kinder haben Fußball gespielt, wir haben gegrillt, zwischendurch holten sie sich was zu essen, und auch viele andere Familien von der Telli sind vorbeigekommen, das waren sehr schöne Tage« (Interview III, Telli, 00:15:05).

63 Ebd., 00:34:56.

den Siedlungsarealen. Sobald es das Wetter zulässt, werden diese rege genutzt. Sie haben tagelang zusammen Fußball gespielt, erinnern sich etwa junge Männer im Interview: »Das verbindet schon.«⁶⁴ Nach wie vor sind es mehrheitlich Jungs für die der Fußballplatz ein wichtiger Sozialisationsort mit Gleichaltrigen außerhalb von Schule und Elternhaus darstellt. Dabei spielen immer mehr Mädchen Fußball, ihre Spielaktivitäten richten sich jedoch meist breiter aus. Weitere Spielräume ermöglichen es den Kindern, sich auch bei schlechtem Wetter oder kühleren Temperaturen selbstständig organisieren und treffen zu können.⁶⁵ Aufgrund der Vielzahl an Kindern, finden Kinder in der schulfreien Zeit immer jemanden zum Spielen.⁶⁶ Über die Nutzung derselben Spielräume wachsen Verbindungen mit Gleichaltrigen, die teils über die ganze Kindheit und Jugend bis ins Erwachsenenalter halten. Für viele Familien sind gerade diese – meist als Unterstützung erfahrenen – Verbindungen ein Hauptgrund für die lange Wohndauer in den Siedlungen. Diesem Umstand geschuldet ist auch das verbreitete Narrativ von der Übergangslösung, die zu einem Zuhause geworden ist, das gerade von langjährigen BewohnerInnen artikuliert wird.⁶⁷ Ein Wegzug einer Familie, deren Kinder eng miteinander befreundet waren, wird von den Zurückbleibenden denn oft auch als herber Verlust erfahren:

»Die beste Freundin unserer Tochter hat obenan gewohnt, sie ist leider weggezogen vor zwei Jahren. Sie waren immer zusammen und das war genial. Schnell am Abend noch eine Treppe rauf [...], sie war manchmal von morgens um sieben bis abends um acht bei uns.«⁶⁸

Die Kinder der Siedlungen können zwar selbstständig nach draußen gehen und sich dort frei bewegen. Um wieder Zugang zu ihren Wohnungen zu haben, benötigen sie jedoch einen Schlüssel. Gerade Kinder im Vorschul- und frühen Schulalter, die keinen eigenen Schlüssel haben, sind darauf angewiesen, dass ihnen jemand die Türe öffnet: »Wenn unsere drei Kinder draußen sind und noch mit Freunden, dann klingelt es sicher alle drei Minuten, ja, sie müssen aufs WC oder sonst was und dann ist man eigentlich dauernd am hin- und herrennen.«⁶⁹ Dies bringt Eltern auch dazu, sich bezüglich der Kinderbetreuung untereinander zu organisieren. Kinder sind demnach wichtige Akteure, die verbindend auf die nachbarschaftlichen Interaktionen wirken. So bringt die Vernetzung der Kinder untereinander Erwachsene mitein-

64 Interview IV, Telli, 00:33:47

65 Vgl. ausführlicher Kap. III 1.3.2

66 »Es genügt halt aufzustehen und zum Fenster rauszuschauen und dann sieht man, dass einige andere draußen sind« (Interview II, Telli, 01:44:40).

67 Vgl. Kap. II 3.5.3.

68 Interview III, Telli, 00:17:16.

69 Interview II, Telli, 00:28:46.

ander in Kontakt. Im Falle von Kleinkindern treffen sich die sie betreuenden Eltern – nach wie vor mehr Mütter – auf den Spielplätzen oder es finden private Treffen statt. Wenn die Kinder älter werden, verändert sich auch das nachbarschaftliche Kontaktverhalten. »Als die Kinder klein waren hatten wir mehr Kontakt«, stellt etwa eine langjährige Bewohnerin fest und führt weiter aus: »Wir haben uns gegenseitig unterstützt, wenn ein Kind krank war oder wir haben den Nachbarskindern mit den Aufgaben geholfen. Seit die Kinder groß geworden und weggezogen sind, gibt es das praktisch nicht mehr.«⁷⁰ Aber auch für kinderlose Personen eröffnen sich über Kinder Begegnungspotentiale. So berichtet etwa eine junge WG-Bewohnerin von der Kontaktbereitschaft der Kinder der Siedlung⁷¹ oder eine ältere, alleinstehende Bewohnerin legt dar, dass die vielen Kinder für sie gewissermaßen auch ›Leben‹ im Haus und kleine Kontaktmöglichkeiten bedeuten:

»Ich habe eigentlich fast mehr lockere Kontakte mit Kindern als mit Erwachsenen hier [...]. Die vielen Kinder finde ich das Schöne hier, das ist das ganze Leben. Und das hat die Verwaltung auch gleich begrüßt und gesagt man müsse gerne Kinder haben, wenn man hier wohnt, weil man sich sonst zu sehr nervt.«⁷²

70 Interview III, Telli, 00:24:23.

71 Interview V, Telli, 00:20:08.

72 Interview II, UA II, 00:33:42.

